

(Nachdruck verboten.)

31)

## Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

„Abraham! Abraham!“ Johnston stand mitten in der Nacht mit dem Licht in der Hand oben bei ihm.

„Aber Vater, was hast Du nur? Du strahlst über das ganze Gesicht, als hättest Du wenigstens Hunderttausend gewonnen! Hast Du ein Telegramm bekommen?“

„Freilich bin ich froh, mein Junge. Hilf Du nun Deinem Vater!“

Abraham richtete sich im Bette auf.

„Es giebt Dinge,“ sagte er, den Sohn ernsthaft ansehend, „die einen so schwer bedrücken können, daß man den Verstand darüber verliert; es übersteigt die menschlichen Kräfte, das zu tragen. Siehst Du, ich glaube nicht, daß ich ein Schurke oder ein Meineidiger bin wegen der Konkordia, die damals strandete. Aber wenn ich meine Gemütsruhe wieder finden soll, so muß ich mich von allem trennen, was ich durch das bei der Affaire verdiente Geld gewonnen habe.“

Das also war der Grund — gemütskrank.

Eine furchtbare Angst überkam Abraham, dies konnte sich ja steigern bis zum —

Er nahm sich gewaltsam zusammen; es handelte sich darum, die Fassung nicht zu verlieren, die Sache ruhig mit dem Vater zu überlegen.

„Es ist ein großer Jammer Deinetwegen, Abraham. Du hättest als reicher, unabhängiger Mann leben können, aber — Du findest gewiß, daß es sehr hart ist?“

„Wie willst Du das nur anfangen, Vater? Du kannst Dich doch nicht so auf einmal an den Pranger stellen?“

„Ich habe mich manche schlaflose Nacht mit dem Gedanken abgequält,“ kam es schwer heraus. „Ich schenke das Vermögen sofort weg, für wohlthätige Zwecke.“

Aber, Du findest wohl, daß es entsetzlich ist, Abraham, — wahnsinnig? — nur wegen einer solchen fixen Idee, — einer solchen Grille wegen, — sein ganzes Hab und Gut zu verlieren!“

„Bist Du verrückt, Vater? Meinetwegen? — Ich werde mir schon trotzdem ein Atelier hier in der Heimat einrichten, darüber beunruhige Dich nur nicht. Nein, nein, schenke und testiere Du Dich nur wieder froh und glücklich! Und noch eins, Vater, sprich nur nicht mit Tante Sophie darüber, ehe Du das Ganze ins Werk gesetzt hast!“

Johnston fiel halb in einen Stuhl nieder. „Ich weiß wirklich nicht, ob ich je wieder ganz gesund werden kann, Abraham, aber so froh und leicht ist Deinem Vater sein ganzes Leben lang nicht zu Mut gewesen. Nun werde ich schon schlafen, denke ich, Du mußt so gut sein und mich hinunterbegleiten, mir ist ein wenig schwindlig. Wenn Du wüßtest, welch eine Marterstätte das Bett für mich gewesen ist.“

Abraham lag die Nacht über da, mit sich selbst redend.

Wahrlich, das Leben hat den Vater zu hart angefaßt. Er hat es nicht aushalten können, in all diesem Auf und Nieder zu stehen, das er hat durchmachen müssen. — Erst an dem Konkurs des Eisenwerks getragen, — und dann, — in den sechs, sieben Jahren sich ein Vermögen zusammentaffen, — im praktischen Regenmantel dastehen wie so ein Bratt. —

Man hatte sich fast daran gewöhnt, sich wie so ein kleiner Krösus zu betrachten, stets die besten Plätze, Schlafwagen, feine Hotels. — Ach was, weg damit!

Nun muß man dafür sorgen, daß etwas Tüchtiges aus Abraham Johnston wird!

### XXVII.

Der Direktor und der Rechtsanwalt Gaarder kamen zusammen die Straße herunter, von Johnston her; sie waren von ihm aufgefordert, sein Testament als Zeugen zu unterschreiben, laut dessen er sofort für allgemein wohlthätige Zwecke in Stadt und Distrikt alles das hingab, was seine Waldungen einbrachten, nur mit dem Vorbehalt, daß er selber die Bestimmung über die Verwendung hatte, und nach seinem Tode den Rest von allem, was er besaß, mit Ausnahme des Hauses und einiger Objekte bis zum Werte von zwanzigtausend Kronen.

„Ein sonderbarer Kerl!“ sagte der Direktor warm und bebend; er befand sich in großer Erregung; „es giebt nichts, wozu ich ihn nicht fähig hielt.“

„Ja, wirklich eine ganz überwältigende Begebenheit,“ rief Gaarder aus, ebenfalls in Bewegung. „man braucht Zeit, um sich mit dem Gedanken vertraut zu machen. Sein ganzes Vermögen!“

„Ja, von dem Geldmann bleibt jetzt nicht viel übrig,“ meinte der Direktor, er stand auf dem Hügel still und schaute sinnend über Johnstons Grundstück und die Brücke hinab. „nur ein Kohlengeschäft, das gut gehandhabt und geleitet werden muß.“

„Man kann wohl sagen, er verzichtet damit so ohne weiteres auf die überlegene Stellung als großer Grundbesitzer im Distrikt!“ rief Gaarder ganz erregt aus.

„Für mich ist er gleichsam wieder übersehbar geworden, und,“ bekannte der Direktor frisch von der Leber weg, „weit sympathischer als dieser Potentat, der anfang, wieder mit der alten Eisenwerksglorie gleich einer schweren Wolke über der Stadt und dem Distrikt zu hängen. Man ahnte nicht, was für unberechenbare Willensäußerungen und Einflüsse davon ausgehen konnten. Er fing schließlich an, in Bezug auf Einfluß so eine Art Hampelmann zu werden, an dem die Herren, die weltlicher gesinnt waren als er, wie an einem Faden zogen!“

„Eine großartige That!“

„Ja freilich!“

„Wird Aufsehen erregen, — ein leuchtendes Beispiel werden.“

„Ja, allerdings, — auf die Weise kann er dadurch auch eine nicht geringe äußere Befriedigung haben,“ — meinte der Direktor.

„Der Grund? — — Das Motiv dazu? meinen Sie, Herr Direktor! — Ja, man muß Johnston eigentlich kennen, um zu begreifen, daß es noch eine so ideal idyllische Begeisterung für das allgemeine Wohl geben kann!“

„Er gehört zu den Menschen, die leicht das Opfer irgend einer fixen Idee werden,“ — erwiderte der Direktor ein wenig hart, — „so zerstreut, leicht zu beeinflussen, — — aber bewundern muß man es trotzdem!“

„Ja, so etwas, wenn es zufällig einmal in dieser Welt geschieht, kann nicht verfehlen, einen ganz hinzureißen,“ — rief Gaarder begeistert aus, — „ich muß sagen, ich, — —“

„Nun ja, — es ist ganz selbstverständlich, daß man in den eignen Augen ein wenig groß dasteht, — und aus andren macht dieser Johnston sich nichts. — — Aber für Abraham,“ — sagte er, die Lippe ein wenig in die Höhe ziehend, — „muß es jetzt doch eine große Enttäuschung sein, so plötzlich aus dem Sohn des reichen Mannes ein armer Künstler zu werden, der von seinem Pinsel leben, — sich wegen einer Bestellung bücken und sich mühsam durchschlagen muß.“ —

„Sonderbar,“ grübelte Gaarder, — „er war so darauf erpicht, das Dokument in Ordnung zu bringen.“ —

„Wollen Sie die große, überraschende Stadtneuigkeit hören, Kämmerer?“ rief er dem sich Nahenden entgegen; — „es kann erst morgen in die Zeitung kommen.“

„Adieu, — adieu, Gaarder! — ich muß auf die Sparbank,“ verabschiedete sich der Direktor hastig. —

Er schritt schnell bergan; in ihm brauste und wogte es, seit er bei Johnston gewesen war.

Ah, er spie vor sich hin, da ist, weiß Gott, eine Ueberlegenheit bei diesem Johnston, bei der man ganz fromm werden kann! Nie im Leben hab' ich etwas Nehnliches gesehen, er übergab seine Wälder so seelenfroh, wie ein andrer gewesen sein würde, wenn er sie in Empfang genommen hätte. Weil es nun einmal seiner feinen Natur zusetzt, Gutes mit dem Vermögen zu thun. Er hat keine Freude an dem Besitz, nach dem wir andren so hitzig streben, daß uns der Schweiß von der Stirne tropft, lebt aus freier Wahl wieder ein bescheidenes, arbeitames Leben. In meinem ganzen Leben hat mir nichts so imponiert, ja, vor dem muß man wirklich den Hut abnehmen, und ich will der erste sein!

Ja, sobald die Tausende realisiert werden, will er sie abliefern. Wird wohl ein Krankenhaus hier in der Stadt, oder vielleicht eine Stiftung für alte, abgedankte Dienstboten

oder Seelente? — Ja, das wird etwas andres als Garrestads Sagen! — Und landeinwärts, — er sprach von einer Unterstützung für künstlerisch begabte Bauernknaben — ein Armenhaus — Schulkuben, — er hat Ideen nach allen Richtungen hin.

Und dann jedesmal ein Stück von seinem Vermögen herausgerückt! Das, was es ihm möglich machte, oben auf zu schwimmen in der Welt.

Das heißt, es kommt jedesmal in die Zeitungen. Er bekommt eigentlich außerordentlich viel für die Eitelkeit, wenn diese menschliche Eigenschaft in ihm stecken sollte, als uneigennütziger Wohlthäter gepriesen zu werden.

Hol mich der Ruck, er erzieht in funkelnagelneuem Glanz! Er wird so viel wiegen wie nie zuvor. Versuche es jetzt jemand, ein Wort gegen ihn zu sagen!

Er, — er wird jetzt nur zum Heiligen erhöht! —  
 Sm, — die Rechenkunst. — — — Wie er sich auch dreht und wendet, stets weiß er sich den ersten Platz im Zimmer zu sichern. — —

Klug, — tief, erreicht das, was sein Ehrgeiz sich zum Ziel gesetzt hat, — erkauft es sich mit seinen Waldungen.

Was macht man sich daraus, etwas zu besitzen, wenn man doch den ganzen Tag kommandieren kann.

So eine Art Papst in der Kutte. —

Zum Teufel auch! Er schlug mit dem Stoß heftig auf die Treppe des Bankgebäudes.

XXVIII.

Am Tage, nachdem so durch diese Testamentsgeschichte in doppelter Beziehung eine Erleichterung zu Hause eingetreten war — sowohl in Bezug auf die Gemüter als das Vermögen — flatterte Abraham Johnstons dichter, dider Reisemantel den Strom entlang, die Landstraße hinauf nach dem Sägewerk zu. Er wollte Fräulein Bratt für den Brief danken.

Es war etwas Pandurenartiges oder Zuavenmäßiges in diesen Augen und dem bleichen, gebräunten, markierten Gesicht.

Er war in Wirklichkeit sehr gespannt und außerordentlich skeptisch in Bezug auf Gjertrud, was ihm jetzt in diesem jungen Mädchen entgegnet wurde, das ihn vor einigen Jahren so bezaubert und erfüllt hatte, daß er in seiner Ekstase direkt darauf losgegangen war, mit der Absicht, sich fürs ganze Leben zu binden.

Im Grunde ganz sonderbar, daß er seine Illusion noch so lange hatte bewahren können. Aber es geht wohl mit einer Frau, die uns abweist, wie mit einem Porträt, bei dem man die Ähnlichkeit nicht herausbringen kann; — es reizt unsre Phantasie stets von neuem. — — Sie that dir wahrlich einen großen Dienst damals, indem sie dich nicht band. — — Ein braves, grundrechtichaffenes, nobles Mädchen; — und das will wahrlich viel sagen, wo es sich um Amor handelt; — und unbändig schwarz, — ich erinnere mich noch, daß ich damals meinte, es käme aus den tiefsten Tiefen der Seele heraus. — —

Herrlich reiner Schnee! — rief er, — mit ein wenig kalter Nachmittagssonne darauf. — Die Bergabhänge großartig weiß, schimmernd im Reifschmuck, die Nadelbäume gebeugt unter der Schneelast. Das ganze Thal wie Schneewittchen, das schlafend ruht, einen Sonnenstrahl über dem Gesicht. — —

An der Seite der Landstraße lag der Strom gefroren und weiß mit der offenen, schwarzen Rinne in der Mitte und den Spuren der alten Rößchplätze am Ufer, wo die Holländer seiner Zeit lagen und Balken einnahmen. — —

Und nun kam er zum Sägewerk mit all den kleinen Arbeiterwohnungen, die halb verdeckt von Schneeschanzern am Abhang des Hügels lagen, und zum Strom und den Brettern und Balkenstapeln; — es fauste und brauste. — —

Es giebt doch nichts, was man so voll und ganz versteht wie das eigne Heimatland! — er stand da und schaute einer Bretterladung zu, die vorüber glitt; — was weiß ich nicht zum Beispiel alles davon im Vergleich zu einem ähnlichen Anblick im Auslande, — von dem Walde, dem Holzfällen, dem Einschiffen. — —

Nur eins dieser berggewohnten, behenden, muskulösen Pferde, oder unsre Kühe. — — Seh' die auf eine weite, öde Ebene in Norddeutschland oder in Frankreich, statt in all dies wechselnde, hügelige Terrain hier, — und sie werden sich zu Lode langweilen und den Appetit verlieren, — ihre Augen find an andre Abwechslung gewöhnt als die der schwerfälligen Kühe, die sie da im Auslande haben, und die so lange

im Stalle stehen, daß ihnen die Klauen zu lang wachsen, — sie geben ganze Bütteln voll Milch und haben Tuberkeln. — — Ein Hahn, eine Ziege, eine Katze hier bei uns, das sind ganz andre Temperamente, — gar nicht zu reden von einem Gebirgsschloß, — der beißt so heftig wie zwanzig seiner italienischen Brüder. — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tausendstel-Sekunden.

Durch die Zeitungen ging unlängst die Meldung, der französische Automobilklub habe ein Preisausschreiben zwecks Erlangung eines besseren Zeitmessers erlassen. Am Geschwindigkeiten wie die des Automobils mit 150 Kilometern in der Stunde, d. h. also 45 Meter in der Sekunde oder einem Meter in  $\frac{1}{45}$  Sekunde zu messen, genügen Uhr und Chronometer längst nicht mehr.

Der Laie kann sich von derartigen „Größen“ überhaupt kaum eine Vorstellung machen. Wir führen zwar „Augenblick“ und „Moment“ ewig im Munde; aber sie sind uns zu Begriffen geworden, die der eine so, der andre so deutet. Die Wissenschaft macht freilich vor so vagen Begriffen keineswegs Halt: sie mißt den Augenblick und hat experimentell festgestellt, daß ein „Augenblick“ in der eigentümlichsten Bedeutung des Wortes durchschnittlich  $\frac{1}{10}$  Sekunden währt. Um das zu berechnen, wird am oberen Augenlid der Versuchsperson ein Stückchen Papier befestigt, und die Bewegung dann durch photographische Aufnahme bestimmt. Das Augenlid bewegt sich diesem Experiment zufolge zunächst sehr schnell abwärts, macht dann für kurze Zeit Halt, ehe es sich ganz schließt, und geht endlich in langsamerem Tempo wieder aufwärts. Die Dauer der Abwärtsbewegung beträgt im Durchschnitt 87 Tausendstel-Sekunden, die Pause 16 Hundertstel-Sekunden, die Aufwärtsbewegung schließlich 17 Hundertstel-Sekunden; der ganze „Augenblick“ währt also durchschnittlich  $\frac{1}{10}$  Sekunden.

Unsre Sinne können natürlich so kurze Fristen überhaupt nicht wahrnehmen. Photographiert man mit Blislicht (Magnesium), so erscheint auf dem Bilde die Pupille weit geöffnet, genau wie im Dunkeln. Mit andern Worten: unser Auge fand während der Dauer des Blitzes nicht Zeit genug, auf den starken Lichtreiz (durch Verengerung der Pupille) zu reagieren. Und doch ist solch Magnesiumblitz ein schneidhaft träger Geselle im Vergleich zum elektrischen Funken.

Ein einfaches Experiment zeigt uns das. Auf einer schwarzen Scheibe, die durch einen Motor in schnellste Rotation versetzt werden kann, wird ein weißer Papierstreifen befestigt. Wird die Scheibe nun in Bewegung gesetzt, so hat unser Auge bei gewöhnlicher Beleuchtung nur den Eindruck eines verwaschenen Graus, der Resultante von Schwarz und Weiß, und dasfelbe Grau erscheint auch noch bei der Belichtung durch den Magnesiumblitz. Belichtet man dagegen die rotierende Scheibe durch den elektrischen Funken, so nimmt das Auge, je nach der langsameren oder schnelleren Aufeinanderfolge der Funken, drei und mehr weisse Streifen auf schwarzem Grunde wahr, und die Scheibe selbst scheint auf kurze Zeit stillzustehen. Kein Wunder, denn der elektrische Funke hat eine Zeitdauer von nur einer Hunderttausendstel-Sekunde.

Auf elektrischer Basis sind denn auch alle unsre Instrumente konstruiert, mit denen wir kleinste Zeiten messen. Das geistreichste aller dieser Instrumente ist wohl die sogenannte, von dem Neuenburger Ingenieur Hipp konstruierte Millisekunden-Uhr, das „Chronoskop“. Sie wird mit Hilfe einer Stimmgabel reguliert, die in der Sekunde genau 1000 Schwingungen macht. Das Chronoskop hat zwei Zifferblätter, die je 100 Teilstriche aufweisen. Der Zeiger des größeren (unteren) Zifferblattes vollendet seinen Umlauf in zehn Sekunden, jeder Teilstrich entspricht demnach  $\frac{1}{10}$  Sekunde; der Zeiger des kleineren (oberen) Zifferblattes in  $\frac{1}{100}$  Sekunde, jeder Teilstrich bedeutet hier also eine Tausendstel-Sekunde. Das Geniale der Konstruktion liegt nun darin, daß durch einen Elektromagneten momentan dieser oder jener Zeiger aus beziehungsweise wieder eingeschaltet werden kann, während das Uhrwerk ständig weiter läuft. Aus der Differenz der zu Anfang und zu Ende der Messung abgelesenen Zahlen läßt sich dann die Zeitdauer des beobachteten Vorgangs auf Tausendstel-Sekunden genau bestimmen. Das Chronoskop gestattet so beispielsweise die Zeitdauer eines Entschlusses ziffermäßig festzustellen.

Bei dieser Messung wird folgendermaßen verfahren: Der Experimentator giebt durch das beim Schließen eines elektrischen Stromes entstehende Geräusch ein Zeichen; sobald das „Versuchsobjekt“ das Geräusch hört, schließt es seinerseits einen zweiten Strom. Der physiologische Vorgang ist bei diesem, von Dr. Spietz, dem einstigen Direktor der Berliner „Urania“, angestellten Versuche kurz folgender: Der Schall muß mit dem Gehör wahrgenommen, im Gehirn registriert, auf den Nervenbahnen, den tierischen Telegraphenbahnen, dann schließlich das Bewußtsein der Wahrnehmung zu den die Stromschließung besorgenden Fingern geleitet werden. Dabei schaltet der erste Strom die Zeiger in das bereits laufende Uhrwerk ein, der zweite sie wieder aus. Die Differenz ergab bei diesem Experiment 133 Tausendstel-Sekunden.

Basiert Hippy's Millisekunden-Uhr auf dem Schließen von Strömen, so hat Boulengé einen Apparat konstruiert, der mit dem Unterbrechen elektrischer Ströme arbeitet. Er hat sich für die Verech-

nung ballistischer Zeiten als besonders brauchbar erwiesen und wird für militärische Zwecke vielfach benutzt, da er eine genaue Berechnung der Geschwindigkeit fliegender Geschosse ermöglicht. Broulengés Instrument zeigt auf einem Stativ zwei Elektromagneten, durch die je ein schwacher Strom geschickt wird, so daß sie gerade noch im Stande sind, einen längeren und einen kürzeren Eisenstab zu tragen. Der kürzere Stab setzt beim Herabfallen ein Messer in Tätigkeit, das in den vorbeigleitenden längeren, mit einem Zinkmantel versehenen Stab eine Marke schlägt. Aus der Entfernung dieser Marke vom Endpunkt des Stabes wird die Fallhöhe und damit tabellarisch die Zeitdauer des Vorganges bestimmt. Die Anordnung des praktischen Experiments ist hierbei folgende: quer über die Geschützöffnung ist ein Draht gespannt, durch den der zum Festhalten des längeren Stabes nötige Strom fließt. Die Scheibe, auf die das Geschütz gerichtet wird, ist mit Staniolfirn belegt, durch die der zum Tragen des kürzeren Stabes erforderliche Strom geht. Wird jetzt das Geschütz abgefeuert, so zerreißt die Kugel den Draht und unterbricht damit den ersten Strom: der längere Stab beginnt zu fallen. In dem Augenblick, da das Geschütz in die Scheibe schlägt, unterbricht es (durch Zerstörung des Staniols) den zweiten Strom: der kurze Stab fällt, schlägt das Messer heraus, und dieses markiert den Fall an dem längeren Stabe.

Aber solche kurzfristigen Zeitbruchteile kann man nicht nur genau messen, man kann sie auch dem Auge sichtbar machen. Und diesem Zweck dient ein von Pouillet konstruierter Apparat. Pouillet bedient sich kurzer, aber starker Ströme, die die Nadel eines Galvanometers ablenken. Auf der Galvanometernadel ist ein durch ein Glühlämpchen beleuchteter Spiegel angebracht; der Reflex des Lichtes fällt in Streifen auf eine große Stala. So kann man die Tausendstel-Sekunden bequem ablesen.

Auch in der neueren Momentphotographie hat man ein ausgezeichnetes Mittel, Vorgänge, die sich in Bruchteilen von Sekunden abspielen, in ihren für das bloße Auge längst nicht wahrnehmbaren Einzelheiten festzuhalten. Daher sind denn die Kinematographen, Autoskope u. i. f. in gewissem Sinne gleichfalls Meßapparate. Man ist heute im Stande, photographische Platten von solcher Empfindlichkeit herzustellen, daß zu ihrer Belichtung nur eine Tausendstel-Sekunde genügt. Leider vermag die Praxis aber diesen Vorteil noch nicht völlig auszunützen; immerhin ist es schon gelungen, bis zu 200 Aufnahmen in einer Sekunde zu machen.

Die ersten Momentaufnahmen dieser Art verdanken wir Anschütz. Er verwandte als Momentverschluß ein Wachsdruckrouleau mit einem minimalen Spalt, der, an der Platte vorübergehend, eine der Zeit nach momentane Beleuchtung gestattet, und photographierte mit mehreren, neben einander aufgestellten Apparaten. Zu eigentlicher Vervollkommnung entwickelte sich jedoch das photographische Verfahren erst durch Edisons Erfindung der sogenannten „F il m s“, so zu sagen einer endlosen photographischen Platte. In dem Edinsonschen „Kinematographen“ (zu deutsch etwa: Bewegungszeichner) werden die auf dem Film photographisch fixierten Momentaufnahmen kontinuierlich bei der Reproduktion abgewickelt und dabei mit einem Glühlämpchen beleuchtet. Das Edinsonsche Reproduktionsverfahren wurde dann wiederum durch die Brüder Lumière (Paris) verbessert und zwar durch eine sinnreiche mechanische Vorrichtung, die den Film ruckweise weiterbewegt, wodurch die Dauer der Belichtung jedes Bildes verlängert wird. Sah man in dem Kinematographen zunächst nur eine häßliche Spielerei, so hat sich dieses Meßinstrument doch sehr bald eine hohe wissenschaftliche Bedeutung gesichert. Vor allem gelang es damit, komplizierte physiologische Bewegungen, wie Gehen, Laufen, Fliegen usw. in die einzelnen Komponenten zu zerlegen und dem Auge sichtbar zu machen. Was die genialen Brüder W. und E. Weber einst mathematisch-theoretisch berechneten, hat der Kinematograph als richtig erwiesen, z. B. daß wir beim gewöhnlichen Gehen zuerst mit der Ferse den Boden berühren, und dann, die Zehenspitzen voran, die gekrümmte Fußsohle folgen lassen usw. Uebrigens würde sich der Apparat sehr wohl auch als Zeitmesser verwerten lassen, wenn es sich um Berechnung hoher Geschwindigkeiten auf kurze Strecken — beim Wettrennen etwa um den Lauf durchs Ziel — handelt. Die Zahl der aufgenommenen Bilder pro Sekunde ist bekannt; läßt man den Apparat in der Aufnahmegeschwindigkeit reproducieren, so ergibt die Differenz zwischen dem Ersten und dem Erscheinen des Zweiten den Zeitabstand, der sich leicht berechnen läßt.

A. Heilborn.

### Kleines feuilleton.

„G Eine Störung. Doktor Markwald warf dem Stubenmädchen Gut und Ueberzieher zu. Vor dem hohen Korridorspiegel blieb er stehen, rückte an der Kraiwatte und fuhr noch einmal ordnend mit der Hand durch das Haar. Er sah verärgert aus; aber die Falten auf seiner Stirn glätteten sich, als hinter ihm die Flügelthür aufging und ein paar helle Mädchenstimmen riefen: „Papa! Papa!“

Zwei Badische kamen herausgestürmt, niedliche Mädchen von dreizehn, vierzehn Jahren in rosa Vatistkleidern. Sie hingen sich in seine Arme und jubelten: „Na endlich, Papa. Es ist gleich zehn Uhr. Wir haben schon auf Dich gewartet. Nun komm aber schnell, Großmama ist auch gekommen. Wir haben doch schon angefangen zu essen, Papa.“

Sie hingen sich in seine Arme und zogen ihn nach dem Vorderzimmer. Er folgte ihnen scheinbar widerstrebend und ihrem stürmischen Drängen wehrend, aber dabei strahlte sein Gesicht vor Glüd.

In dem großen Erkerzimmer brannte die Hängelampe. Der Abendstich war gedekt, nicht gerade verschwenderisch, aber doch gut und reichlich. Die beiden Damen ließen das Bested sinken, als der Vater mit den Kindern auf der Schwelle erschien. Frau Doktor Markwald rief: „Na, endlich! Was gab es denn nun eigentlich wieder?“ und die Großmama meinte zärtlich besorgt: „Daß Du so lange aufgehalten wurdest, Deine Eier sind ganz kalt geworden, mein armer Junge!“ Sie nannte ihn noch immer mein Junge, obgleich er dicht an die Bierzig war.

„War es wirklich so gefährlich?“ fragte Frau Doktor, indem sie dem Gatten Butter und Brot präsentierte.

Er ließ sich in den bequemen Armstuhl gleiten, den die Kinder ihm schon zurecht rückten, und stieß ein Knurren aus. Es hörte sich genau so an, wie ein höchst respektwidriges: „Die Gans!“

„Ach so,“ sagte Frau Doktor Markwald und lächelte verständnisvoll: „Ihre Zufälle!“

„Ja Zufälle.“ Der Doktor brach los: „Um aus der Haut zu fahren ist es! Gar nichts, rein gar nichts! Hat sich aufgeregt — um's Dienstmädchen wahrscheinlich oder um einen neuen Hut. — Vorüber regt sich das nicht auf? 'ne kalte Douche wär's beste. Aber nein, der Doktor muß kommen, was verschreiben, das steht nach was aus vor dem Herrn Gemahl!“ Er war wütend.

„Es ist unerhört!“ sagte Großmama entrüstet, „und darum läßt sie Dich vom Abendbrot wegholen!“

„Das macht Frau Hartwig immer so!“ fiel Frau Doktor Markwald ein, „sie macht es auch bei den Kindern so. Wenn ihr Mädel zu viel Konfekt genascht hat, muß Erich noch nach Mitternacht kommen, um schließlich — Brechwein zu verschreiben. Ja, die versteht's, dem Doktor zuzusehen.“

„Die würde ich doch aber an Deiner Stelle gar nicht mehr behandeln,“ sagte Großmama.

„Würde ich nicht?“ Er lachte kurz auf: „Und der Ausfall? Meine beste Patientin? Rein, da heißt es schon still sein und sich fügen.“

„Sie giebt ihm doch immer zweihundert Mark im Jahr, Mutterchen,“ behrte Frau Doktor die Schwiegermama. „Das zählt doch und noch dazu in diesem Viertel, wo die reichen Patienten so rar sind und sonst fast nur Kassenkranke kommen. Und Hausarzt beim Fabrikbesitzer Hartwig, das ist auch 'ne Empfehlung.“

„Aber wild werden kann man doch,“ fiel der Doktor nach einer Pause ein, „sich so reinweg zum Spielball von Weiberlaunen machen lassen zu müssen; es ist unerhört!“

„Na, nun ärgere Dich nur nicht länger,“ beruhigte Großmama, „jetzt sind wir ja wieder gemüthlich zusammen. Sieh mal, hier ist so schöner Lachschinken.“ Sie hielt ihm das Brett hin und er langte zu. Er hatte seine gute Laune wieder.

„Jetzt wird ja auch keine Störung mehr kommen,“ sagte Frau Doktor. „Schwertranke hat Erich momentan nicht. Wenn also nichts Besonderes vorkommt . . .“

„Es wird schon nicht,“ sagte der Doktor und schob den Teller zurück; „wir werden nachher musizieren.“

„Ei ja, Papa!“ Die Mädchen klatschten in die Hände. „Und vorlesen?“

„Und vorlesen!“ Er nickte ihnen zu.

„Es soll recht nett werden“, meinte Frau Doktor und erhob sich. „Na — was? Da kommt wohl doch noch wer?“ Sie horchte auf, draußen an der Flurthür schlug die Glode an, laut und schrill, als würde sie in größter Angst gezogen. Gleich darauf hörte man das Mädchen die Thür öffnen und mit jemand unterhandeln.

„Paßt auf, mit unserm netten Abend ist es wieder nichts!“ klagte Großmama.

„Dann hilft es auch nichts,“ sagte der Doktor: „Der Arzt gehört der Pflicht, und wenn ein Unglück vorliegt. . . Nun, was giebt es denn?“ Er wandte sich dem Mädchen zu, das in der Thür erschien. Sie sagte: „Hier ist die Tochter vom Tischler Metz, Herr Doktor, und sie sagt, ob Herr Doktor denn nicht noch mal rüber kommen wollen, und . . .“

„Vater hustet so, Herr Doktor,“ ein schmales Mädchen drängte sich schluchzend an der Dienerin vorbei, „und Vater hat gar keine Luft nich, und nun meint Mutter, wenn er man nich stirbt, und . . .“

„Ach Gott bewahre, es stirbt sich nicht so leicht!“ Doktor Markwald war vorgetreten. „Was ist denn los? Er hustet ja doch immer und die Atemnot ist seine Krankheit. Ich hab's Euch ja gleich gesagt, gebt ihn in's Krankenhaus, Ihr habt ihn ja doch frei aus der Kasse.“

„Aber das will doch Vater nun nich, und er sagt, er will doch nich wech von uns, sonst stirbt er noch eher . . . und . . .“ Mutter sagt, der Herr Doktor möchte doch kommen, und mal sehen.“ Die Kleine schluchzte.

„Ist ja gar nicht nötig. Legt ihm den Kopf hoch, daß er im Bett sitzt, ich bin um 6 Uhr da gewesen und komme morgen früh, jetzt ist es nicht nötig, ich hab' auch noch 'ne Konferenz.“ Seine Stimme klang unmutig.

„Aber Mutter meint, Vater wär' viel ruhiger, wenn der Herr Doktor kommen thäten.“ Die Kleine schluchzte stärker.

„Vater wird auch so ruhig. Ihr müßt Geduld haben, immer Geduld; bei Krankheiten muß man Geduld haben. Denkt Du,

Kind, ich kann zu jedem Kranken laufen, der mal unruhig wird? Da müßte ich viel Zeit haben. Na, nun lauf nur, lauf, sag' Müttern, ich käme morgen früh." Er schob das Mädchen zur Thür hinaus und wandte sich wieder zu seinen Damen. Er war ärgerlich: „Ist nämlich die reine Laune von dem Mann, ist brustkrank, hat Asthma... aber nichts zu machen dagegen, wird sich noch lange damit quälen können. Soll ich vielleicht jedesmal hinkommen, ihn beruhigen, wenn er seine Anfälle kriegt?“

„Nein“, sagte Frau Doktor, „das kannst Du nicht, das wäre ja nun überhaupt noch schöner, wenn auch die Krankenfrauen anfangen dürften, den Arzt mit ihren Läunen zu plagen.“ —

**Physiologisches.**

ss. Ueberlebende Körperteile. Der Tod tritt in vielen Fällen nicht gleichzeitig für alle Teile eines Organismus ein, sondern viele der verschiedenen Gewebe eines Tieres setzen ihre Thätigkeit noch fort, nachdem das Wesen als Ganzes schon längst als tot zu betrachten gewesen ist. Diese Thatsache tritt besonders bei einigen niederen Tieren hervor. Es können Zellen aus den Kiemen einer Muschel oder aus der Luftröhre eines toten Frosches herausgenommen werden, die dem mit einem Mikroskop bewaffneten Auge durch Bewegung der auf ihnen sitzenden feinen Härchen noch lange ihre Lebendigkeit verraten. Wenn solche aus einem Körper herausgenommene Zellen mit einer nährenden Lösung versorgt werden, so können sie noch viel länger am Leben erhalten werden. Zellen aus dem Gehirn eines Frosches bleiben unter solcher Behandlung über eine Woche lebendig, was sich durch ihre Gestaltsänderungen unter dem Einfluß eines auf sie ausgeübten äußeren Reizes kundgibt. Das Herz vieler Tiere fährt nach seiner Herausnahme aus dem Körper noch lange zu schlagen fort. Das Froschherz schlägt stundenlang, das einer Schildkröte oder Schlange noch mehrere Tage oder vielleicht eine ganze Woche, nachdem das betreffende Tier getötet war. Diese interessanten Fragen hat jüngst Professor Hering im „Centralblatt für Physiologie“ in einem lichtvollen Aufsatz behandelt. —

**Geographisches.**

k. Im Wüsten sand begrabene Städte. Ueber eine auf Veranlassung der indischen Regierung unternommene Forschungsreise erstattet Aurel Stein in einem soeben in London erschienenen Werke „The Sand-buried Ruins of Khotan“ ausführlichen Bericht. Das Ziel der in den Jahren 1900 und 1901 ausgeführten Expedition war, die Ruinen der geheimnisvollen Städte des kleinen Königreiches Khotan und, wenn möglich, unter dem Sand weitere Ueberreste der alten Völkerschaften zu entdecken, die einst ein Bindeglied zwischen dem Osten und dem Westen bildeten. Seit dem Jahre 1890 hatten die Eingeborenen von Takkamalan Karavänen aus der Wüste in die Stadt gebracht und sie an die Weizen verläuft, die Berichte darüber veröffentlicht und die Gegenstände in Museen brachten. Es waren Reste von Blattgold, Bruchstücke von Schmuckereien, alte Münzen, Fäden von prächtigen Teppichen, vergilbte, noch lesbare Manuskripte usw. Die Sachverständigen waren am meisten über die Manuskripte erfreut, denn unter ihnen befanden sich solche in Sanskrit, und zwar die ältesten damals bekannten indischen Manuskripte. Stein wurde durch die Aussicht auf solche Funde angeregt, den Teil von Chinesisch-Turkestan, in dem die Eingeborenen ihre Entdeckungen gemacht hatten, zu durchforschen. Die indische Regierung gab ihm eine Unterstützung, und so war er im Stande, Ende Mai 1900 von Srinagar aufzubrechen. Das Land, das er zu durchforschen beabsichtigte, war von Ehen Hedon einige Jahre vorher als zugänglich bezeichnet worden. Es war gleichsam „der Streifen Gras“ am Saum der großen Wüste, eine schmale Nase auf dem Wege von China zum Oxus-Thal. Einst war es, unter chinesischer Herrschaft, ein volkreiches Königtum gewesen, voll von hindostanischen Buddhisten und fremdländischen Künstlern aus den griechischen Städten Kleinasiens. Pilger waren aus Indien und China hingeströmt; eifrig wurden hier Gebete gemurmelt und kleine Gloden geläutet. Aber vor zwölf Jahrhunderten begann der Sand seine zerstörende Thätigkeit, wenn auch nur sehr allmählich, so daß Kirchen und Heiligthümer ihren Ruhm verloren und die Klöster verfielen. Dann kam ein allmählicher Auszug, die Leute zogen mit ihren Wertfachen fort und überließen ihre Häuser dem heißen Staube. Zuletzt kam ein Einfall der Mohammedaner, und so hörte das Königreich auf, etwas anderes zu bedeuten, als eine Erinnerung und eine Art zufälligen Schutz für Reisende, die noch diesen Weg benutzten. Stein hatte eine abenteuerliche Reise bis zu dem Schawplaz seiner Arbeiten. Er mußte Felsen erklimmen und zerklüftete Hügel hinabklettern, in dem bedrückenden Schweigen der weiten Flächen. Die Reise nahm fünf Monate in Anspruch; er erreichte erst im November das alte Königreich, und die ersten Tage vergingen mit den Vorbereitungen zum Zuge in die Sandwüste. Während er sich zur Abreise rüstete, sah er das Ausgraben und Waschen von Nephrit. Er sah auch den Platz von Yotkan, der ehemaligen Hauptstadt von Khotan, die jetzt der Schawplaz für primitive Goldwäscheri ist. Das Gold, das aus dem Schlamm des Flusses ausgewaschen wird, ist das alte Blattgold, das einst von den Fremden auf die Bilder des Buddha in den Tempeln von Yotkan gelegt wurde. Die Stadt selbst ist verschwunden, da sie größtenteils aus wenig dauerhaften Lehmziegeln gebaut war, aber sie zeigt noch manche Erinnerungen aus der Zeit, da sie groß und mächtig war. Außerhalb der Mauern ist ein niedriger Wall, kaum fünf Fuß hoch, wo einige zerbrochene Ziegel über den Rand hervorstachen; es sind die letzten Reste eines großen,

prächtigen und sehr schönen Tempels des Buddha, der zur Zeit des römischen Kaiserreiches gegründet wurde. Die alten Grabhügel der Gegend sagen, daß auf dem Wall einmal ein Heiliger, der hier Raft hielt, saß, und kein Schatzgräber ist so kühn, dort nach Blattgold oder Dokumenten auf Birkenrinde zu suchen. Stein verließ Yotkan und drang durch die Sandwüsten nach Dandan-Ullie vor. Dort stieß er auf einen verschütteten Tempel, der gleichsam durch das reine trockene Schutzmittel des Sandes einbalsamiert ist. Die Wände waren bemalt mit Grün, Scharlach und Purpur. Die Fresken waren mit leuchtenden und hellen Farben gemalt, als wenn ein geschickter Künstler sie gemalt hätte. Die Darstellungen bezogen sich auf den buddhistischen Kultus. Einige stellten Buddha dar, wie er seinen Schülern predigte. Auf dem Fußboden dieses Tempels fand Stein das erste Manuskript, einen gelben, vermoderten Zettel, der drei Linien von Brahmi-Schrift zeigte. In einer andern Ruinenstadt, Niha, machte er seinen großen Fund, denn hier, in den Trümmern einer Stadt, die noch die verrottenen Reste eines Lustgartens zeigte, entdeckte er im Sande einen Haufen sorgfältig aufgestapelter Dokumente. Es waren sehr verschiedenartige: offizielle und andere Berichte, Rechnungen, Staatsbriefe, religiöse Litteratur, kanonische Schriften, einige chinesisch, andre in Sanskrit, noch andre in der alten Khotan-Sprache, die jetzt keine menschliche Zunge mehr spricht. Sie lagen sorgfältig von irgend einem längst gestordenen Priester in Paketen geordnet, anscheinend so unverehrt und leserlich wie am Tage, als sie hier vor zwölfhundert Jahren niedergelegt wurden. Sie waren auch versiegelt, und auf die Siegel waren griechische Figuren geprägt in reinster klassischer Form: eine Athene, ein Eros, ein Herkules, die das Wachs stempelten, neben den Stempeln in chinesischen Schriftzügen. Stein verließ Niha und grub dann noch einen großen Tempel in Katwat aus, dessen Seitenhalle mit riesigen Bildschnitzereien von Buddha und Bodhisattwa geschmückt war. Sie waren in dem seltsamen gemischten graeco-buddhistischen Stil ausgeführt und zeigten noch Spuren des Blattgoldes, das sie einst bedeckte. Die Photographien von diesem Bildwerk sind von eigenartiger Schönheit; sie zeigen eine große Gestalt in Bewegung, fast atmend unter ihrer Steintoga, rein griechisch in ihrer lebendigen Schönheit, und dicht daneben eine groteske, steife indische Gestalt, die schrecklich ist in ihrem rohen geheimnisvollen Ausdruck und ein Grauen durch die blinden Augen hervorruft. —

**Humoristisches.**

— Der Schuldige. Mutter: „Aber Frißl, jetzt hast Du schon wieder die Hose zerrissen.“  
 Frißl: „Gelt, Mama, bei dem Schneider lassen wir nichts mehr arbeiten.“ —

— Durchschau. Mann (von seiner Alpenreise erzählend): „Da kannst Du Dir die Wucht denken, mit der ich den Abhang hinunterfaute; unterwegs stand eine Semmerin, die hätte ich noch beinahe mit in die Tiefe gezogen.“  
 Frau (eifersüchtig): „Natürlich, darauf hattest Du's ja doch nur abgesehen, Du Don Juan.“ —

— Schreckliche Folge. „Was für ein großes Laster die Trunkucht ist, sieht man so recht deutlich an meinem Freunde Dreier. Nichtern ist er der anständigste Mensch, den man sich denken kann, sobald er aber eins über den Durst getrunken hat, fängt er an zu —  
 dichten.“  
 („Weggendorfer Blätter.“)

**Notizen.**

— Arthur Pserhofer hat eine vieraktige Sittenkomödie „Der Ehehasen“ vollendet. Das Stück wird im Hamburger Deutschen Schauspielhaus zum erstenmal in Scene gehen. —

— Werke von Tolstoj sind bis jetzt in ganzen in 45 fremde Sprachen und Dialekte übersetzt worden. —

— Die „Waldspiele“ der Freien Studentenschaft (Zinkenschaft), die heute Mittwoch im Forst der Neuen Gemeinschaft in Schlachtensee stattfinden, tragen, wie auf vielfache Anfragen bemerkt sei, einen durchaus privaten Charakter, weshalb sämtliche Karten, als Einladungen auf den Namen ausgestellt werden. Zur Aufführung gelangen die Dramen: „Hirtentliebe“ und „Walter von der Vogelweide“. Ferner die Dichtung „Brautseele“, sämtlich von Peter Hille. Der Beginn ist auf 5 1/2 Uhr festgesetzt. Karten sind in den Buchhandlungen von Lazarus, Friedrichstraße 66, Junker, Potsdamerstr. 11, beim Pförtner der Universität und auf der Geschäftsstelle der Zinkenschaft, Dorotheenstr. 97 I zu haben. —

— Die Sommerausstellung der Berliner Seceßion wird am Sonntag, den 2. August, abends geschlossen. —

— Der Bürgerausschuß der Stadt Freiburg i. Br. hat den Ankauf mehrerer hervorragender ostasiatischer Kunstwerke für die städtischen Sammlungen beschloffen. Es handelt sich um zwei buddhistische Heiligenbilder des Japaners Mincho, von denen das eine 25 000, das andre 12 000 Fr. kostet, um eine japanische Statue aus dem achten Jahrhundert, die aus Holz geschnitten ist (2750 Fr.), eine chinesische Bronzeschale (3916 Fr.), eine chinesische Deckelbasse (3245 Fr.) und eine chinesische Bronzevase mit Henkelringen (858 Fr.). —